

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 18

Artikel: "Der alte Steffl", das Wahrzeichen Wiens
Autor: Hayek, Max
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-670795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

der Schwelle. Sie hatten gehört, wie hart die Brüder sich gestritten hatten.

Er tat, als ob sie nicht da wären.

„Jonas,“ bat Inocenta und wollte ihm die Hand auf die Schulter legen.

Er hinkte weiter. Die Hand fiel herab.

Gleich darauf trat auch Geni aus der Tür. Er winkte mit den Augen hinter Jonas her: „Es fehlt ihm im Kopf,“ höhnte er.

Aber die Frauen lachten nicht. Die Franziska trat hinter Inocenta hervor. „Treib es nicht zu weit,“ sagte sie zu Geni. „Es ist etwas in ihm, was einem Angst machen kann.“

„Bah — Angst vor dem!“ gab Geni zurück.

Er schlenderte aus dem Hause und begab sich pfeifend ins Dorf zu einem Schoppen und einem Kartenspiel.

Inocenta blieb verschüchtert in der Tür stehen. „Es ist so schwer,“ klagte sie. „Ich habe nicht gedacht, daß ich in solchen Unfrieden käme.“

Franziska achtete kaum auf sie. Ihre Gedanken waren von Jonas erfüllt. Jetzt sagte sie, ganz aus ihrem tiefen Besinnen heraus: „Er

hat etwas in sich wie ein Gift. Das haben sie ihm nach und nach eingeträufelt. Am Ende muß er daran zugrunde gehen, er — und vielleicht andere auch noch.“

Inocenta weinte leise. Sie war elend. Sie hätte Geni nachlaufen und ihn bitten mögen, er solle mit ihr fortgehen, irgendwohin, und im nächsten Augenblick übermannte sie das Mitleid mit Jonas und eine merkwürdige, in ihr während der Zeit ihrer Brauttschaft und Ehe für ihn erwachsene, aus geheimer Achtung geborene Anhänglichkeit.

Da faßte die Franzi sie beim Arm. „Wir müssen ihm Sorge tragen“, sagte sie, „wir beide.“

Doch Inocenta schien, daß Geni Unrecht geschehe, Geni, der doch auch keine Schuld habe. „Er braucht den Schwager nicht zu knechten,“ wehrte sie sich.

Franziska antwortete: „Der hilft sich selber. Dem braucht niemand zu helfen. Du schon gar nicht.“ (Fortsetzung folgt.)

Nach dem Regen.

Grauwolkengeschwader sind osthin entschwommen,
Der Abend ist sacht wie ein Zauberer gekommen;
Noch schauert's im Walde von Tropfen gar fein,
Doch bricht durch die Stämme glühgoldener Schein.

Welch Jubelgetriller auf Wipfeln und Aesten!
Welch Abendkonzert von gesiederten Gassen!
Gesprudel im Dickicht, Gemurmeln im Grund!
Der Wald wird zum singenden, klingenden Mund.

Jacob Heß.

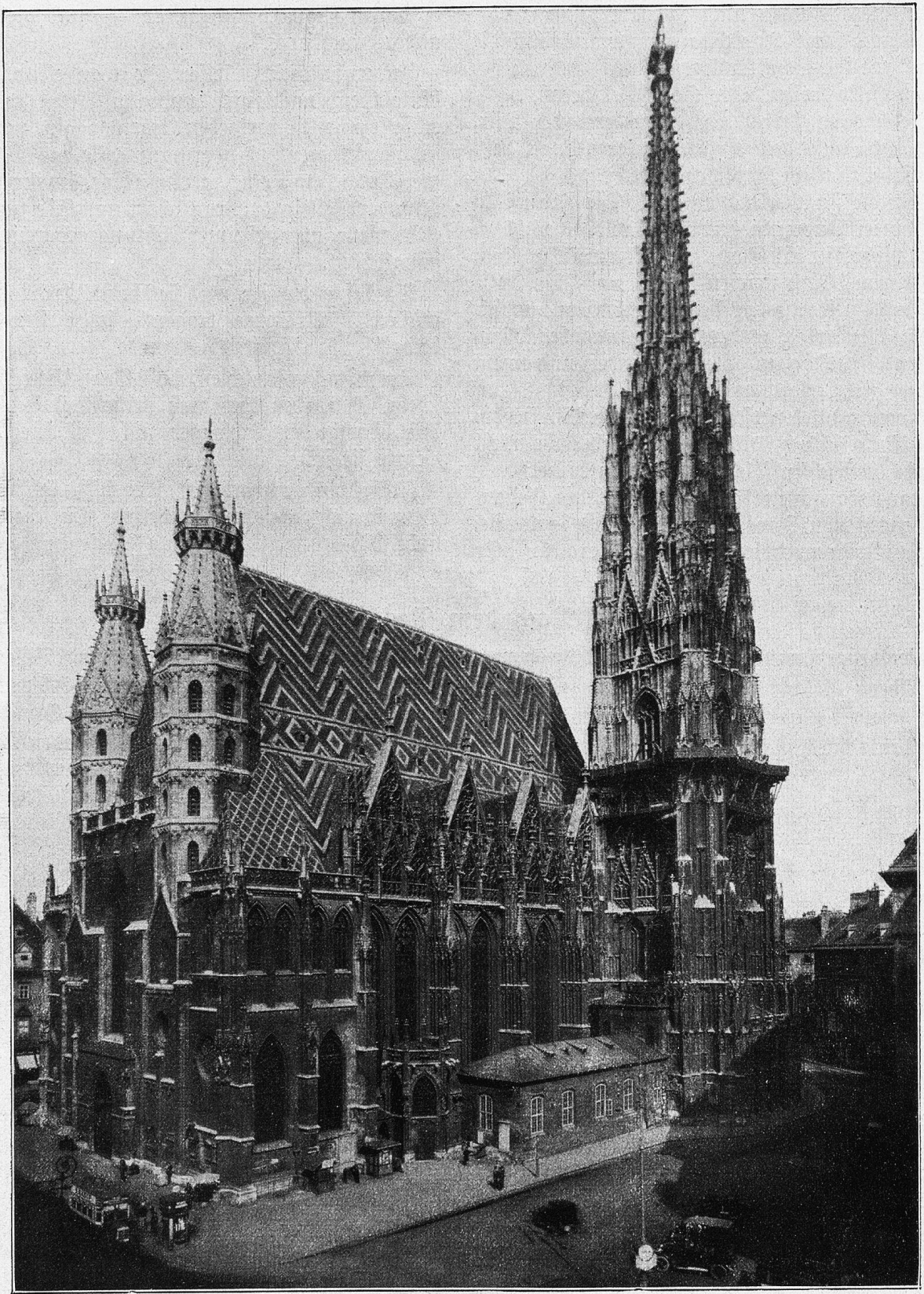
„Der alte Steffl“, das Wahrzeichen Wiens.

Zum fünfhundertjährigen Bestand des Stephansdomes.

Von Max Hayek.

Ja, er ist das Wahrzeichen Wiens, der 136 Meter hohe Stephansturm, der „alte Steffl“, der Turm der ehrwürdigen Stephanskirche im Zentrum der Stadt, der Wiener Kathedrale, die nun seit bald 800 Jahren Geschichte und Geschick der Stadt mitträgt, ein Wunderwerk gotischer Baukunst, unüberschaubar reich in seinem architektonischen und plastischen Schmuck, in seiner Fülle von Gestalten, Bierarten und baulichen Besonderheiten. Der Wiener hängt an dieser seiner Lieblingskirche, am „alten Steffl“, denn dieser hochragende Spitzturm, dem Fremden, der Wien zufährt oder zuwandert, schon von weither sichtbar, kann ja wirklich mancherlei Packendes und Dramatisches, er kann Tragisches aus den Geschehnissen vieler Jahrhunderte erzählen, er, Zeuge und Zuschauer des Aufstieges

und Unterganges eines gewaltigen Reiches. Um 1144 unter dem Babenberger Herzog Heinrich Jasomirgott — (dieser Herzog ward so genannt, weil er sich sehr häufig der Redensart bediente: „Ja, so mir Gott helfe!“) — an Stelle einer Kapelle, die dem heiligen Stephan geweiht war, erbaut, sah dieser Turm, der in 68jähriger Arbeit (1365 bis 1433) zuletzt durch den Meister Hans von Brachatz aufgerichtet wurde, um 1529 die anrückenden Türken und sah sie um 1683 zum zweiten Male. Ja, damals nahm er den heldenmütigen Verteidiger Wiens, den Fürsten Rüdiger von Starhemberg auf. Von einer Steinbank herab, die heute noch erhalten ist, beobachtete Starhemberg damals die Bewegung der Türken — und über tausend Schüsse wurden von den Schanzen der Türken auf den alten



Die St. Stephans Metropolitan-Kirche, das Wahrzeichen Wiens.

Steffl, der damals noch ein verhältnismäßig junger Steffl war, abgefeuert. Dieser Ort der Gläubigen sollte umgelegt werden. Aber er hielt Stand, der schlanke Turm, bis das Entsatzheer anrückte, die Verbündeten, vor allem der Polenkönig Johann Sobieski, der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, der Herzog Karl von Lothringen und der Kurfürst von Sachsen. Er sah die Franzosen, der „alte Steffl“, wie sie um 1805 und 1809 in die Stadt rückten — und auch von ihnen bekam er manche Beschädigung ab. Dort draußen, an der Gumpendorfer Linie, in der heutigen Haydn-gasse in Wien — das Haus steht noch und ist ein Haydn-Museum geworden —, ja, dort draußen in seinem Hause stand damals der alte Tondichter und sah die siegreichen Regimenter des Korps einmarschieren. Das brach dem Patrioten das Herz. In Schönbrunn aber — auch bis dorthin konnte der „alte Steffl“ sehen — in Schönbrunn sah er Napoleon selbst, den Imperator, der damals wie ein Verhängnis über die europäische Welt hinging. Er sah den Sohn Napoleons in Schönbrunn sterben, „l'Aiglon, den jungen Mar“, und er sah um 1830 die Geburt Franz Josefs, er sah um 1848 die Thronbesteigung des jungen Kaisers — und er sah um 1916 den alten Herrscher in Schönbrunn sterben, im gleichen Zimmer, worin er einst geboren worden war. Er sah aber vorher noch, der alte Turm am Wiener Stephansplatz, die Brüder Josef und Michael Haydn, wie sie als Sängerknaben aufs Chor hinaufschritten, und er sah die Leiche Mozarts, die in St. Stephan eingeseignet wurde, um dann in einem Massengrab verscharrt zu werden, sanglos, klanglos. Es war am 6. Dezember 1791 auf dem Maxleinsdorfer Friedhof in Wien, ein dunkler Tag in der Geschichte der Menschheit, der Mozart



Wien. St. Stephan.
Blick vom Orgelchor ins Mittelschiff und auf den Hochaltar.

ein Licht- und Liebebringer gewesen war. Rudolf IV., der Stifter, der sich gern als „fundator ecclesiae“ (Kirchengründer) bezeichnete, wurde zu St. Stephan begraben, und ebenso Kaiser Friedrich III. (er starb 1493), um dessen Zepter auf dem prunkvollen Grabmal sich ein Schriftband windet, das die fünf Buchstaben trägt: „A. E. I. O. U.“, die Bofale der deutschen Sprache. Friedrich gab ihnen den Sinn: „En! Amor Electis, Iniustis Ordinet Ultor“, zu deutsch: „Siehe da! Die Liebe waltet über die Auserwählten, der Rächer über die Ungerechten.“ Auch der Türkenbesieger, Prinz Eugenius, „der edle Ritter“, hat zu St. Stephan seine letzte Ruhe gefunden. Und sah er nicht auch, der alte

Turm, um 1914 Österreichs Geldensöhne, die Blüte des Volkes, in den Krieg ziehen, nach Norden, nach Südosten und endlich nach Süden, Italien zu? Wie klangen die Lieder! Und wie traurig war die Heimkehr! Wie sah es damals aus in der heiteren Stadt Wien, deren Genius Johann Strauß hieß! Ja, er könnte viel erzählen, der alte Steffl, unendliche Geschichten von großen und bedeutenden Menschen — und der Wiener weiß das — und darum liebt er den Turm der alten, wettergrauen Kirche, der da gen Himmel aufsteigt, als ob er von der Erde fortwollte — wie es der tiefste Sinn der katholischen Lehre ist. Denn ein gotischer Turm: er gleicht einem Menschen, der seine Arme hinaufhebt und über seinem Haupte fastet. Der Christ ahnt eine höhere Welt als diese ist, durch die wir uns jetzt martern, er glaubt an ein besseres Jenseits. Der architektonische Ausdruck solchen Glaubens ist der gotische Turm.

Nun, die Stephanskirche besteht aber nicht allein aus diesem wundervollen Turm, der einsam ragt, weil die Mittel nicht erlaubten, ihm den geplanten zweiten Turm zu gesellen, wodurch die Wiener Stephanskirche dem Straßburger oder Kölner Dom ähnlich geworden wäre, sondern sie ist auch an ihren Fassaden und im Innern voller Herrlichkeiten. In das Dämmer des großen, langgestreckten Raumes tretend, den zwei Querschiffe flankieren, umfängt uns die kühle, gebetshauchdurchwehte Luft alter Gotteshäuser. Wir sind durch das Riest- oder Bogen-tor, woraus das Wort „Riesentor“ sich bildete, in den Dom eingegangen, der eine Länge von 110 Metern, eine Breite von 35 Metern aufweist. Und da sind nun Altäre und Chöre und Kanzeln, hohe farbige Fenster, Marmorbilder und Gemälde. Kerzen flackern im Halbdunkel, die alten Bänke, schwerhölzern, auf denen Generationen ihre Andacht verrichteten, laden zur Devotion. Hoch schwebt unser Blick an Strebepfeilern, an mächtigen Säulen empor, zum Zenith. „Spitzböiger Zenith erhebt den Geist, solch ein Gebäu erbaut uns allermeist“, wie im Faust zu lesen ist. Nur besondere Juwelen, Kleinode, können wir auf unserem Rundgang durch diese Kirche betrachten, an der Jahrhunderte schufen, eine ganze Reihe großer Baukünstler, von jenem Meister Wenzla von Klosterneuburg angefangen über Peter von Prachatz, Hans von Prachatz, einem Meister Hans ohne Zunamen, Hans Buchsbaum, Lorenz Spenhng, Pilgram und vielen anderen bis zu den Dom-

baumeistern Leopold Ernst, Friedrich Freiherrn von Schmidt, Julius Hermann, Josef Simon und August Kirstein. Da ist also die Kanzel, eine Höchstleistung gotischer Zierkunst. Sie ist in Form einer Blume gebildet, Schaft und Blüte umfassend, alles strotzend von Geäst und Maßwerk und Rosen und Krabben. Sechs Büsten lateinischer Kirchenväter sind in den Feldern der Sechseckbrüstungen eingesetzt. Von dieser Kanzel dichtete der Wiener Wolfgang Schmelz um 1548:

„Wo lebt der Mensch, der kan
Von Steinberg so subtil Ding mah'n?“

Dann ist da gegenüber der Katharinenkapelle, die um 1396 Ulrich Helbling vollendete, eine Kapelle mit reicher gotischer Innenarchitektur, das große Denkmal zur Erinnerung der Befreiung Wiens von den Türken um 1683. Dieses neuzeitliche Denkmal wurde um 1894 nach dem Entwurf von Edmund Hellmer errichtet. Es hat die Form eines Barockaltars, die Architektur ist aus rotem, die Statuen — die schon genannten Befreier Wiens darstellend — aus weißem Marmor. Graf Rüdiger von Starhemberg ist an der Spitze als Sieger zu sehen, über dem eine Viktoria schwebt. Wir sehen dann den St. Leopolds-Altar, den Hans Buchsbaum um 1448 vollendete; ein herrlicher, spätgotischer Baldachin aus Sandstein mit darüber befindlicher Empore bezaubert unseren Blick. Ihm steht an Prunk der Baldachin vom Andreas-Altar nicht nach. Auch er ist ein Wunderwerk gotischer Zierkunst. An der Westwand, vor der sogenannten savoyischen Kapelle sehen wir das Grabmal des Geschichtsschreibers Johannes Cuspinianus, dann die savoyische Kapelle selbst, worin sich das Grabmal des Prinzen Eugen von Savoyen befindet, der um 1736 starb. Weiter schreitend, sehen wir den Barockaltar der heiligen Ursula, das Marmorgrabmal des Bischofs Hans Faber, die Altäre der heiligen Agnes und Peter und Paul. Ein balkonartiges Oratorium von Kleeblattförmigem Grundriß zieht unseren Blick an: es ist ein alter, kleiner Orgelchor, Orgelfuß genannt, ein Werk Anton Pilgrams aus Brünn, um 1512 errichtet. Hier ist der Stein wie Gold behandelt. Wir sind an Werke der Goldschmiedekunst erinnert. Wir sehen zur Empore hinauf, die als Musikchor eingerichtet ist. Die Orgel, die dort beim Gottesdienst gespielt wird, wurde mit Benützung einer älteren Orgel aus dem Jahre 1701 um 1896 von Kieger in Jägersdorf umgebaut und vergrößert. Sie ist mit

zwei Manualen und sechs Registern versehen. Auf dem Musikchor von St. Stephan waren die Brüder Josef und Michael Haydn dereinst Sängerknaben. Mozart wurde kurz vor seinem Tode zum Domkapellmeister-Adjunkten von St. Stephan ernannt. Vor dem Aufgang zum hohen Chor mit dem Hauptaltar befindet sich, im Boden eingelassen, der Grufstein der Herzogsgruft. Dort unten ruhen die Gebeine Rudolfs IV. Ein Bruchstück der Stephanskirche ist dann auch noch das Hochgrab des Kaisers Friedrich III., wohl eines der schönsten und reichsten gotischen Mausoleen. Es ist ein freistehendes Denkmal aus rotem Marmor. Um den auf erhöhtem Unterbau ruhenden Sarkophag läuft eine von Rundbogen durchbrochene Balustrade, deren Eck- und Trennungspfeiler in zierlichen Nischen Heiligenfiguren enthalten. Dieses Grab ist das Werk jahrhundertelanger Arbeit. Als sein Autor gilt der niederländische Bildhauer Niklas Verch von Leyden. Er begann mit der Arbeit schon bei Lebzeiten des Kaisers über dessen besondere Bestellung. Vervollendet wurde es erst um 1513 durch den Meister Michael Tichter, der den Titel „Sr. Majestät Grabmacher“ führte.

Derlei Altäre, Baldachine, Epitaphe, Kapellen, Emporen, Grabmale, Statuen, Gestühle, Galerien wären noch viele aufzuzählen. Noch wäre von den Toren zu sprechen, vom Singersturm, vom Bischofsturm, die in die Kirche führen, vom Adlerturm, der um 1511 abgebrochen wurde, vom Zahnwehhergott, von den Wasserspeiern, von der Capistran-Kanzel, vom goldenen Adler an der Spitze des Turmes, von den Tafelinschriften, die sich vorne an der Hauptfront des Domes finden; und vor allem von der gewaltigen Pummerin, einer Glocke, die nicht weniger als 19,800 Kilogramm wiegt und um 1711 von Johann Hamer aus dem Metall eroberten türkischer Kanonen gegossen wurde: ja, von all dem könnte noch mancherlei gesprochen und erzählt werden: der Raum erlaubt es nicht. Und manch eine Sage und Legende knüpft sich an den Dom und an die Baugeschichte dieses Domes. So gehe jeder, den der Weg nach Wien



Wien. St. Stephan.
Kanzel, Büste eines Kirchenlehrers.

führt, einmal selbst nach St. Stephan und schaue und bewundere dort. 800 Jahre sind vergangen, da der erste Stein zu diesem stolzen Monument deutscher Kirchenbaukunst gelegt wurde. Und nach abermals 800 Jahren — was wird geschehen sein? Wird dann der „alte Steffl“ noch ins Blaue ragen, uraltes Zeichen verschollener Tage, oder wird seine Zeit vorüber sein, da wir Menschen doch in einer Welt leben, in der nichts beständig ist als der Wechsel? Wer weiß es zu sagen? Aber heute blickt der goldene Doppeladler von seiner Spitze nach weithin ins Land — und der alte Turm scheint seinen Wienern sagen zu wollen: „Verzag nicht — denn ich habe schon schlimmere Zeiten gesehen als diese sind — und es ist immer wieder besser geworden!“

Sie muß sterben.

Dorffskizze von Hafelle Kaiser.

Sie hieß eigentlich Moisia Amstad, aber man kannte sie hierzulande nur unter dem Namen der Sundlimatter Wisi.

„Sie muß sterben!“ sagten die Leute wehlei-

dig, wie ich vor ihr Häuschen trat. Herbeigeeiltes Volk stand schwachend davor. Der nahe Tod zieht viel lebendige Neugier an.

„Jerelies! jerelies!“ jammerten die Weiber,